

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 14

Artikel: Die Blutorange
Autor: Gössele, Karl Gideon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Augenblick, wo ich des schändlichen Mammons noch mehr bedurfte als sonst.

Dies betrachte ich als den Dank der heiligen Catharina. Sie hatte mir meine Blumenspende

in zartester Weise erwidert, indem sie meinem Pinsel Blumen entlockte, die vielleicht nicht so rasch verwelken werden wie unsere irdischen."

Steffi Bach.

Friedensgeister.

Abendglockenklingen
Trägt der Wind mir zu;
Über allen Dingen
Flügelst Dämmerruh'.
Purpurwelle geistert
Hoch am Himmelszelt;
Holder Schlummer meistert
Bald die laute Welt.

Klagend irden Stimmen
Hinter Strauch und Baum;
Ackerfeuer glimmen,
Gaukelnd naht der Traum.
Wesen und Gestalten
Saugt das Dunkel ein;
Friedensgeister walten
Über allem Sein. Jakob Heß.

Die Blutorange.

Von Karl Gideon Gößle.

Leander Pauli gehörte zu jenen Jungen, die im Grunde ihrer Seele schüchtern sind, die aber ein lautes und auffälliges Gebaren an den Tag legen, um ihre innere Zartheit zu verbergen. Wenn zwei Kameraden sich verprügelten, so ließ sich Leander mit dem Sieger tofsicher in eine neue Hauererei ein, obwohl ihm jede Art von Prügelei ein Greuel war. Aber er konnte vor sich selbst nicht bestehen, wenn er sich nicht bewies, daß die ihm innewohnende Scheu zu überwinden war. Wenn irgend ein Schulfreund eine Roheit beging, so bemühte sich Leander Pauli bestimmt, diese Roheit zu übertrumpfen, obwohl er jegliche Roheit tief verabscheute. Er wollte lieber als roh denn als zartbesaitet gelten. Er wollte stets durch eine ihm nicht entsprechende Rüpelhaftigkeit sein wahres Wesen zudecken. Und diesem wahren Wesen entsprachen viel mehr die Träume, die er träumte, wenn er an schulfreien Nachmittagen einsam und allein durch den heimatlichen Wald schlenderte. Auch gehörte zu seiner Natur, daß er — noch nicht zwölfjährig — über Gott und Religion, über den Ursprung der Welt und der Gestirne, über den Bau des Himmels und den Sinn des Lebens nachgrübelte. Aber er schämte sich dieser seiner wahren Natur. So kam es, daß Leander Pauli im Ruf eines Knaben stand, dem viel zuzutrauen war und nichts. Man wußte, daß er gut sein konnte, wenn er wollte, aber auch, daß er — nur zu oft — nicht wollte. Man verglich ihn mit einem stillen Wasser, das tief gründete, oder auch mit der Unberechenbarkeit eines schwülen Sommertags: Die Sonne steht am

Himmel und der Horizont ist klar. Aber schon eine Stunde später bricht ein Wetter aus den urplötzlich heraufgezogenen Wolken, das niemand vorher ahnen konnte. Kurz: Man traute Leander Pauli nicht über den Weg.

Eines Tages brachte Leanders Vater ein paar wunderschöne, kinderkopfgroße Blutorangen mit nach Hause. Er, der in seiner Jugend viele Entbehrungen hatte erdulden müssen, liebte es, seinen Kindern gelegentlich solche Freuden zu machen, weil er ja am eigenen Leibe gespürt hatte, wie der Mangel dieser kleinen Freuden schmerzen konnte. Diese Blutorangen sollten zum Nachtisch aufgegessen werden. Als es aber so weit war, stellte es sich heraus, daß eine der Blutorangen fehlte. Der Verdacht, sie weggenommen zu haben, fiel sogleich auf Leander. Und das nicht so ganz ohne Grund. Erstens war Leanders Vorliebe für Früchte dieser Art bekannt. Zweitens hatten sämtliche Familienmitglieder beobachtet, daß Leander die Blutorangen, als sie ausgepackt wurden, mit Blicken verschlungen hatte, die nicht unähnlich waren denen der Katze, ehe sie nach der Maus hascht. Und drittens galt er — wie gesagt — als unberechenbar.

Leanders Vater war sehr gütig, aber auch — sehr streng. Er war immerwährend bemüht, seine Kinder zu ehrlichen, anständigen, zuverlässigen und beherrschten Menschen zu erziehen. Weil aber diese Eigenschaften nicht so ohne weiteres am Baume ihrer Jugend wuchsen, sondern weil im Gegenteile an diesem Baume eine Menge Untugenden und Unarten wucherten, hielt er es



Alte Kirche in San Mammette.

für seine Pflicht, das Amt des Gärtners mit Nachdruck auszuüben. Das Abhandenkommen der Blutorange schloß etliche Delikte in sich, die sein rechtlicher Sinn nicht auf sich beruhen lassen konnte. Die Blutorange gehörte der ganzen Familie, infolgedessen war das unerlaubte Wegnehmen durch ein einzelnes Familienmitglied Diebstahl. Das Motiv zu diesem Diebstahl konnte nur Raschhaftigkeit sein. Raschhaftigkeit aber gehörte in den Bereich jener Unbeherrschtheiten, die bei jungen Menschen, die etwas Tüchtiges im Leben werden sollten, ausgerottet werden mußten. Schließlich kam noch Feigheit und Unmännlichkeit hinzu, weil sich niemand zu der Tat bekannte.

Der Vater Pauli führte seinen Sorgenknaben Leander nach dem Essen in ein Nebenzimmer und nahm ihn unter vier Augen in ein strenges Verhör. Er sicherte dem Jungen Straffreiheit zu, wenn er wenigstens jetzt den Mut habe, zu bekennen. Leander, der die Blutorange nicht weggenommen hatte, bekannte im Vollgefühl seiner Unschuld keineswegs, und dazu gehörte unter den gegebenen Umständen zweifellos noch mehr Mut als zu einem Geständnis, denn nunmehr

nahm das Verhör hochnotpeinliche Formen an, wobei zur Entschuldigung des gestrengen Herrn Papas zu bemerken ist, daß er — gewißigt durch frühere Erfahrungen — Recht zu tun vermeinte. Er legte Leander übers Knie, zog ihm die Hosen stramm und brachte dessen Rückenverlängerung mit einem gewissen Stock aus Rohr, der wohl im Leben jedes Jungen eine schmerzliche Rolle spielt, in klatschende Berührung. Der Erfolg war, daß Leander nicht nur nicht gestand, sondern auch noch bockig wurde, was sich darin äußerte, daß er sich stocksteif machte und nicht die leiseste Schmerzensäußerung von sich gab. Eine weitere hochnotpeinliche Befragung erbrachte das gleiche Resultat. Nachdem sich aber diese Züchtigung viermal wiederholt hatte und ein Ende nicht abzusehen war, vermeinte Leander genug starken Charakter bewiesen zu haben. Sein Gehirn stellte unabhängig von seinem Gefühl, das flammende Empörung war, folgende eiskalte Überlegung an: Dein Vater glaubt, du seiest der Missetäter. Gut, so laß ihn daran glauben, am Ende ist ja doch nur er der Dumme. Der Gescheitere gibt nach. Und nun gestand Leander etwas ein, was er gar nicht verbrochen hatte, nämlich die Blut-

orange weggenommen, verspeist und es aus Mangel an Mut nicht bekannt zu haben. Dieses Eingeständnis hatte zur Folge, daß Leander eine fünfte Tracht Prügel verabsolgt erhielt. Und damit war für Vater Pauli, dem als Züchtiger jeder Streich mit dem Rohrstoß fast ebenso weh getan hatte wie dem Gezüchtigten und der traurig war über die Schlüsse, die er in bezug auf die Geratenheit seines Sohnes zu ziehen gezwungen war, die Sache aus der Welt geschafft.

Nicht so für Leander. Obwohl er äußerlich tat, als ob es das Selbstverständlichste von der Welt gewesen sei, daß er die Blutorange weggenommen hatte, und obwohl er sich sogar damit brüstete, fühlte er sich innerlich als Märtyrer. Er zweifelte ernsthaft am Sieg der Gerechtigkeit in der Welt im Allgemeinen und an der Güte der väterlichen Erziehungsmethoden im Besonderen. Er wurde mißtrauisch gegen jedermann im Hause und hielt immer abwechselnd einen von den Hausgenossen für den wahren Dieb. Er suchte stundenlang die Wohnung ab nach Drangenschalen, um so auf die Spur des wirklichen Täters zu kommen, aber ohne Erfolg. Er schwor dem, der ihn in dieser Patsche hatte sitzen lassen, furchtbare Rache. Die einzige Befriedigung in all der Qual war ihm der Gedanke, daß sein Vater gelegentlich sein Unrecht einsehen und ihn um Verzeihung bitten müßte. Und doch kam alles ganz anders, als er es sich gedacht hatte. Der Nachmittag und der Abend waren vergangen, ohne daß er zum Ziel seiner Bemühungen gekommen wäre. Im Bett vor dem Einschlafen grübelte er weiter nach über das ihm widerfahrene Unrecht. Plötzlich ging die Tür zu dem Zimmer auf, in dem er schlief, und herein trat Josefina, das Dienstmädchen. Sie war ein einfaches Mädel vom Lande, das kaum richtig lesen und schreiben konnte und das noch nicht lange im Hause Pauli angestellt war. Leander war der Meinung, sie habe vergessen die Vorhänge zuzuziehen oder sie habe sonst noch eine häusliche Berrichtung im Zimmer zu erledigen. Statt dessen aber trat Josefina an Leanders Bett und gestand dem Jungen, heulend wie ein Schloßhund, daß sie es gewesen sei, die die Blutorange weggenommen habe. Bei ihr zuhause im Dorf bekomme man nur selten Blutorangen, und sie habe noch nie eine solche gegessen gehabt. Wenn sie gewußt hätte, daß es auffallen würde, wenn sie eine wegnähme, würde sie das nie getan haben. Und wenn sie gahnt hätte, welche Folgen ihre Handlungsweise

haben würde, dann hätte sie sich eher die Zunge abgebissen, als sich an der Blutorange zu vergreifen. Sie habe an der Tür gelauscht, als Leander von seinem Vater ins Gebet genommen worden sei. Sie habe aber nicht den Mut besessen, ins Zimmer zu treten und der schrecklichen Szene ein Ende zu machen. Man würde sie sicher auf der Stelle aus dem Dienst entlassen haben, wenn sie gestanden hätte, daß sie die Diebin gewesen sei. Sie hätte aber den ganzen Tag über keine Ruhe mehr gehabt. Und deshalb sei sie jetzt zu ihm gekommen. Und nun möge er, Leander, machen, was er wolle.

Leander hätte nicht mehr überrascht sein können, wenn der Himmel eingestürzt wäre, so unerwartet traf ihn Josefines Geständnis. Zu Anfang war er versucht, aus dem Bett zu springen, um seinen Vater herbeizuholen. Doch dann unterließ er es. Noch während Josefina sprach, spürte er, wie sein Groll sich verflüchtete wie Wolken vor der Sonne. Ein nie gekanntes heißes Mitleid mit Josefina, mit sich selbst und mit der ganzen Welt nahm immer mehr und mehr von ihm Besitz. Als Josefina geendet hatte, wußte er bereits nicht mehr, daß er dem, der ihn diese Suppe hatte auslöffeln lassen, bitterste Rache- und Haßgefühle zugeschworen hatte. Er tröstete Josefina so gut er konnte, erklärte ihr, daß er sie selbstverständlich nicht verraten würde, und empfand sich selbst als Ritter vom Scheitel bis zur Sohle, als er zum Schluß bemerkte, daß die Sache ja kaum des vielen Aufhebens wert sei. Er habe schon so viele Prügel verdient, die er nicht bekommen hätte, daß es auf die paar, die er nun zufällig einmal unverdienterweise erhalten habe, wirklich nicht ankomme.

Nachdem Josefina unter tausend Dankesbezeugungen und mit der Versicherung, daß er ein kleiner Held sei, gegangen war, schlief Leander glücklich und selbstzufrieden ein. In der Nacht hatte er dann einen schönen Traum. Er schmachtete in einem finsternen, verließähnlichen, mittelalterlichen Turm. Plötzlich wurde es sehr hell. Eine Schar Engel umschwebte ihn. Sie waren schneeweiß gekleidet, und sie hatten Blütenkränze im Haar. Einer der Engel hatte ein Gesicht, das auffällig dem von Josefina glich. Und dieser Engel sagte klar und deutlich, während eine himmlische Sphärenmusik seine Worte untermalte: „Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun!“